

Leseprobe aus:

**Jan Weiler**

# **Das Buch der neununddreißig Kostbarkeiten**



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf [rowohlt.de](http://rowohlt.de).

## *Inhalt*

Laudatio auf Jan Weiler von Elke Heidenreich	9
1 Multi-Tasking	17
2 Ein Traum von einem Autofahrer	23
3 Gustav Mahler darf nicht in die Walhalla (24.10.2005)	26
4 «Moooment» – Das letzte Interview mit Vicco von Bülow	33
5 Die Krise auf der Fahrt nach Goslar	52
6 Das schlichte Glück der Bodenständigkeit	77
7 Das tote Eichhörnchen	80
8 Auf der Wiesen	82
9 Einer fehlt	100
10 Über Franken	114
11 Warum wollen Frauen ständig gekrault werden?	119
12 Frank Schirrmacher fährt aus Gleis zehn (4.11.2005)	121

13	Liebe Sabine	125
14	Im Reich der Rechtecke	162
15	«Ich liebe Spießer!» – Ein Interview mit Peter Alexander	164
16	Eugen Braatz, König der Braatzkartoffeln	176
17	Die Experimente des Albert Kamp	179
18	Ich bin ein Nichtschwimmer	198
19	Auf Lesereise	208
20	Das Panoptikum der Maulhelden	213
21	Nur einen wenzigen Schock	228
22	Mister Ctvrtlik sollte die Frauenkirche meiden (9.2.2006)	247
23	Warum bemalen Frauen ihre Lippen?	253
24	Das Kölner Wartezimmer-Massaker	255
25	Das Haus mit der langen Leitung	276
26	Warum verwehrlosen Männer, wenn man sie allein lässt?	278
27	Nick, Wallace und Gromit	281
28	Beethoven ist taub, die braune Ente ist frei, und Beuel ist gefährlich (22.11.2005)	291
29	Die Maroni-Mafia	296
30	Sehnsucht, die wie Feuer brennt	301

31	Sibylle aus Hameln	306
32	«Die großen Gefühle sind uns abhandengekommen» – Ein Interview mit Jean-Christophe Ammann	308
33	Europa aus dem Kopf	319
34	Willkommen im Paradies	334
35	Ein Brief ans Netzbürgertum	342
36	«Unterhaltung und Achselnässe passen nicht zusammen» – Ein Interview mit Jürgen von der Lippe	345
37	Pissoir-Gespräch	356
38	La mia nuova famiglia	359
39	Die Geschichte vom Sandkorn Ali	366

### *Anhang*

Quellenverzeichnis	373
Bildnachweis	397



## *Laudatio auf Jan Weiler*

*Zum Ernst Hoferichter Preis – München, 18. Januar 2011*

Meine Damen und Herren, liebe Jurymitglieder, liebe  
Preisträger, ganz besonders: lieber Jan Weiler,

den Mann, über den ich hier heute rede, habe ich vor diesem Abend erst zweimal im Leben getroffen: einmal bei einer gemeinsamen Lesung in Berlin und einmal kurz auf der letzten Frankfurter Buchmesse. Das ist nicht viel, um über jemanden etwas mehr zu sagen als: Ich mag ihn. Aber wenn einer so viel schreibt und wenn einer *so* schreibt wie Jan Weiler, dann kennt man ihn schon besser, dann glaubt man zumindest, ihn zu kennen, denn fast alle seiner Kolumnen und sogar sein berühmtester Roman, «Maria, ihm schmeckt's nicht!», operieren ja mit dem verhängnisvollen Wörtchen ICH. Hier erzählt einer von sich, und auf diesen Leim geht man immer leicht.

Wir wissen aber doch seit Rimbaud: «*Ich* ist ein anderer.» Ich ist nicht wirklich der, der da schreibt. Ich ist eine Erzählperspektive, mehr nicht. Mehr nicht? Ist er es nun, oder ist er es nicht? Ein schwieriges Dilemma, gehen wir es ganz einfach an: Wenn einer, wie Jan Weiler, als Werbetexter angefangen hat, als Journalist und Chefredakteur gearbeitet, eine Italienerin und deren ganze Familie geheiratet hat – dann ist das vermutlich doch das Umfeld, in dem er sich auskennt, darüber kann er schreiben, und für Geschichten aus dem Leben eines – sagen wir – isländischen Einsiedlers

oder eines chinesischen Wanderarbeiters müsste er schon deutlich länger recherchieren und einen deutlich anderen Erzählton finden. Die Welt, die Jan Weiler beschreibt, ist seine, der Blick des Lesereisenden auf «mein kleines Land», wie er Deutschland nennt, ist der seine, das Temperament, der Witz, die Neugier, mit denen er Menschen, Dinge, Begebenheiten erfährt und notiert und Literatur daraus macht – das ist sein Temperament, sein Witz, seine Neugier, und mit seinem schriftstellerischen, mit seinem Erzähltalent macht er daraus Geschichten, die uns erfreuen, die uns begleiten, die heute mit einem Preis – übrigens seinem ersten Preis – belohnt werden.

Der erste Preis, lieber Jan, ist immer der schönste. Der tut richtig gut, was dann danach kommt, landet im Nebenregal, aber das erste Mal von einer Bühne herunter richtig gelobt und ausgezeichnet zu werden, das macht glücklich. Lass mich Dir im Vertrauen sagen: Das mit den Preisen geht meistens so weiter, wenn es denn erst einmal angefangen hat, und es wird immer komischer: Ich habe im Jahr meines Krachs mit dem ZDF einen Preis für Zivilcourage von deutschen Winzern bekommen, das war ein 300-Liter-Fass besten Weißweins aus dem Markgräfler Land, und im letzten Jahr einen anderen schönen Preis, bestehend aus 99 Flaschen besten Rotweins. Da musst Du hinkommen, das macht richtig Spaß, mehr als goldene Kameras oder Rehe oder Ähnliches.

Heute also der erste Preis für den Autor Jan Weiler, der Ernst Hoferichter Preis für Originalität, Weltoffenheit, Humor. Hoferichter ist ein guter Name, solche Preise kann man annehmen. Originalität, Weltoffenheit, Humor – das alles kennzeichnet auch Jan Weiler, wie einst Ernst Hoferichter. Dennoch – originell sind viele, Humor hat man in

Bayern schon von Haus aus, freiwillig oder unfreiwillig, und Weltoffenheit gehört bei einem so klugen Menschen wie Jan Weiler ohnehin dazu. Was also ist das Besondere, das zu Preisende an seinen Texten?

Für mich ist es eine zarte Doppelbödigkeit, dieser schmale Grat zwischen Komik und Verzweiflung, dieser schwankende Draht, auf dem wir tapfer über die Abgründe unseres Lebens gehen. Er weiß davon.

Ich muss ein bisschen ausholen: Ich kannte also Jan Weilers Texte, so wie wir alle sie kennen, und als ich daranging, für meine Musikbücher-Edition eine Anthologie mit Texten zur Musik zusammenzustellen – «Ein Traum von Musik» –, da hatten die Lektorin Linda Walz und ich irgendwie das Gefühl: Dieser Weiler darf in unserer Anthologie nicht fehlen. In dem Buch schreiben Musiker wie Kent Nagano, Hans Werner Henze oder Thomas Quasthoff über ihre Beziehung zur Musik, es schreiben Liedermacher, Schauspieler, Schriftsteller von André Heller bis Campino, Künstler von Tomi Ungerer bis Volker Schlöndorff, und irgendwie wollte ich diesen typischen Jan-Weiler-Ton dabei haben, mich interessierte auch, ob der Mann eine Beziehung zur Musik hat.

Er willigte ein, obwohl wir uns zu diesem Zeitpunkt noch nicht kannten, und er schrieb eine der schönsten Geschichten in diesem Buch, sie heißt «Hüsteln bei Horowitz» und handelt vorrangig von seinem Vater.

Er beschreibt seinen (seinen? *Ich* ist ein anderer!) – er beschreibt *einen* Vater, der klassische Musik hört, sammelt, katalogisiert, und er geht in Konzerte, und einmal, in einem live aufgezeichneten Konzert des begnadeten Pianisten Wladimir Horowitz, einmal hüstelt er im Konzert, und zwar so, dass dieses Hüsteln für alle Ewigkeit nun auf eine Platte gebannt zu hören ist. Immer hat der Vater abgestritten, dass es beabsichtigt war, reiner Zufall, sagt er und weiß doch auf



die Sekunde genau, wann das Hüsteln kommt – es ist eine besonders leise Stelle ...

Die Geschichte handelt noch von mehr, von Weilers erster und unseliger Begegnung mit der Oper zum Beispiel, aber dieses Hüsteln bei Horowitz, dieses Sicheinbringen eines leidenschaftlich Musikliebenden, eines verhinderten Musikers, das rührt mich an, das lässt mich lachen und weinen zugleich. Und immer ist *das* doch die Literatur, die uns am meisten erreicht: Wenn wir lachen, und in uns weint es, wenn wir weinen und unter Tränen lachen, wenn einer es schafft, den ganzen Aberwitz des Lebens in Worte zu bannen, die uns das Tragische und das Komische unserer Existenz gleichzeitig zeigen – da ist Literatur am besten. Dorothy Parker, die große New Yorker Erzählerin, war zum Beispiel eine Weltmeisterin darin – bei ihr war der Witz geradezu Überlebensstrategie. Bei Weiler blitzt unter dem Witz fast immer auch das Düstere hervor. Und nur so werden Leichtigkeiten erträglich. Die großen Erzähler können das alle und spielen souverän auf dieser Klaviatur der Gefühle. *Nur tragisch* ist unerträglich, *nur komisch* ist seicht, der Unterton macht es, der Grauschleier vom Wissen einer Grundvergeblichkeit all dessen, was wir tun, schreiben, denken, leben, lieben, das tiefste, gern aus Überlebensgründen verdrängte Wissen darum, wie verletzlich wir sind, *«how fragile we are»*, singt Sting, die Ahnung, dass letztlich nichts Bestand hat, dass alles verschwindet, was uns ausmacht, und dass ein Hüsteln bei Horowitz schon unter Umständen das Eindrucksvollste sein kann, was von einem Menschen bleibt, wenn er geht. Für diese Nachtseite liebe ich den wirklich komischen Autor Jan Weiler. Das Komische ist sein großes Talent, das Melancholische ist die nicht zu kopierende, nicht künstlich herzustellende Beigabe, ja, es ist diese Gabe, diese Zutat, die das Talent zum Erfolg macht.

Jan Weiler ist gebürtiger Düsseldorfer. Es gibt einen großen Düsseldorfer, der diese Gabe von Komik und Verzweiflung im Übermaß besaß, er hieß Hermann Harry Schmitz und nahm sich 1913 mit nur 33 Jahren das Leben, die Melancholie hatte letztlich die Oberhand gewonnen und war zur Verzweiflung geworden. Schmitz hat uns unfassbar groteske Momentaufnahmen aus dem bürgerlichen Heldenleben des Scheiterns hinterlassen, die alle auf dem schwarzen Samt der Verzweiflung liegen, und seine Geschichte von der Tante, die eine Bluse kauft und damit das Personal so schikaniert, dass hinter ihr Verkäuferinnen dem Wahnsinn verfallen und das ganze Kaufhaus schließlich in Schutt und Asche sinkt, hat starke Bezüge zu Jan Weilers Erzählung vom Schwiegervater Antonio, der *«eine Flachebildschirme»* kaufen geht. *«Mein Leben als Mensch»*, es ist nicht immer einfach, es geht alles nur, wenn man trotzdem lacht.

Wir haben es bei Jan Weiler mit einem freundlichen Menschen zu tun. Aber Vorsicht, der Mann sieht hin, hört hin, und wenn es aussieht, als würde er am Nebentisch Zeitung lesen, spitzt er in Wirklichkeit die Ohren und notiert, worüber wir reden. In einem Interview hat er das sogar zugegeben: *«Merk dir das mal»*, sagt er zu sich, *«das kannst du für irgendwas brauchen.»*

Er sitzt mitten im Leben und schreibt es auf, und sein Geheimnis ist, dass wir im selben Leben sitzen und uns also wiedererkennen in seinen Geschichten.

Sein berühmtestes Buch ist das über die italienische Sippe, sein populärstes sind die Kolumnen, sein groteskstes ist das über seine Lesereise durch unser kleines Land, durch die Desasterzone namens Deutschland, da, wo sie Brake, Koblenz oder Duisburg heißt, Hildesheim oder Braunschweig, Orte, in denen oft die Bahnhöfe zum Wiederabfahren das Schönste sind, so wie einst Randy Newman in

*Sail Away* gesungen hat, dass das Beste an Amerika die vielen Küsten sind, von denen man wegsegeln kann. Das Süße und das Bittere, die Liebe und die Enttäuschung, hier liegt alles ganz dicht beieinander.

Das schönste, das für mich wichtigste Buch von Jan Weiler aber – bis jetzt, denn er wird hoffentlich noch viel für uns schreiben –, das ist sein Roman «Drachensaat». Da geht es nicht um den ganz normalen Irrsinn, sondern um den tatsächlichen Irrsinn. Es geht um gescheiterte Menschen, die aus dem üblichen Raster herausgefallen sind, weil sie die Rohheit und Gleichgültigkeit der Welt, der Menschen um sie herum, die Banalität des Fernsehens, die allgemeine Rücksichtslosigkeit und das ewig fordernde Tempo nicht mehr ertragen, daran sozusagen *ver-rückt* werden, keinen Ort mehr haben und nun in einer Privatklinik zusammen-treffen zu einer Art Heilung, einer Art Therapie. (Die Klinik erweist sich letztlich auch als Schwindel, was schon der Name suggerierte: «Haus Unruh».)

Der Ich-Erzähler mit Namen Bernhard Schade ist Vater eines behinderten Kindes, er kommt mit der Situation nicht klar, versucht, sich mit einem Kopfschuss das Leben zu nehmen, und scheitert selbst daran. Er schießt daneben. Alles geht ihm schief, er gehört auch zu denen, die vierzehn lange Jahre auf eine Karte für Bayreuth warten müssen – schon lachen wir wieder. Und lachen noch mehr, wenn auch schon wieder mit Gänsehaut, weil er sich ausgerechnet im Zuschauerraum von Bayreuth erschießen will, als es mit den Karten für die *Götterdämmerung* nach wie gesagt vierzehn Jahren endlich geklappt hat. Er sagt: *«Ich verstand nichts mehr von der Welt, in der ich lebte. Und die Welt verstand nichts von mir.»*

Und er landet zusammen mit anderen Gescheiterten, mit Menschen, die um ihre Würde und Integrität auf fast



*Honey Pie, you're not safe here, Düsseldorf 1991.*

verlorenem Posten kämpfen, bei einem seltsamen Doktor in diesem Haus namens «Unruh». Das Buch schraubt sich zu einer aberwitzigen Satire hoch, es ist sehr komisch zu lesen, und doch ist es im Grunde tieftraurig und geradezu verzweifelt, denn es spricht die Wahrheit aus, die wir alle in den Knochen stecken haben: Es ist ein Wunder, dass nicht noch mehr Menschen ausrasten und komplett durchdrehen angesichts dessen, was man ihnen, was man uns täglich zumutet. Es ist auch die Geschichte der kriminellen Energie der Ausgestoßenen, eine Geschichte über die Revolution der Verzweifelten, die sich geradezu ausgewildert fühlen und sich nach einem anderen menschlichen Beziehungssystem sehnen – einem freundlichen, einem höflichen, einem respektvollen. Das aber ist anscheinend nicht zu haben, und in diesem Roman spürt man, wie fein die Sensoren des Schriftstellers Jan Weiler für das Unerträglichke sind, für all den Kummer, für das gewaltige Scheitern der nicht ganz so Schnellen, der nicht so Schönen und Glücklichen. Wir säen da etwas, eben jene Drachensaat, die dem Buch den Titel gibt, und der ungemütlichste Gedanke ist der, dass die vermeintlich Gesunden aus den vermeintlich Verrückten, den Gescheiterten ihre Kraft und Rechtfertigung beziehen.

Wir haben es mit einem zutiefst menschlichen Autor zu tun. Hätte er nicht die Fähigkeiten, die man auch Ernst Hofferichter zuschreibt – Humor und Weltoffenheit –, er würde verzagen. Aber sein liebevoller Blick rettet ihn und uns, und dieser Preis für diesen Autor ist mehr als gerechtfertigt.

Wir danken der Jury für die kluge Entscheidung, und wir verneigen uns vor dem Autor und vor allem vor dem Menschen Jan Weiler und sagen: danke.

*Elke Heidenreich, Januar 2011*

## 1

*Multi-Tasking*

Ich soll also bis heute einen politischen Text schreiben, einen analytisch-kritischen Artikel für dieses Heft, das ich nie lese und eigentlich nicht einmal kenne. Aber das macht nichts, denn sie zahlen ganz gut oder jedenfalls nicht übel, und daher habe ich zugesagt, auch wenn ich mich an meine Rolle in der Friedensbewegung der frühen achtziger Jahre kaum noch erinnere. Mir ist mal Hoimar von Ditfurth auf den rechten Fuß getreten, aber das will doch keiner lesen. Oder anders gesagt: Ich habe keine Lust auf den Text.

Außerdem hätte ich in dieser Woche auch ein paar Gedichte abzugeben. Nur so, weil mich ein Radiomensch darum gebeten hat. Ich bin zwar kein Lyriker, aber wenn der es mir zutraut, dann ist das natürlich ein Kompliment, und daher habe ich zugesagt, auch wenn ich keinen blassen Schimmer habe, wie man ein Gedicht schreibt. Und wieso.

Und dann ist da noch die Anthologie von der Frau aus dem kleinen Verlag. Sie hat mich gebeten, meine Lieblingsoper zu beschreiben, was nicht ganz unproblematisch ist, weil ich keine Lieblingsoper habe. Aber die Anfrage war so charmant formuliert – sicher eine attraktive Frau –, und es ist ja auch mal was anderes. Aber eben viel Arbeit, denn vermutlich werde ich erst in die Oper gehen müssen, damit ich nachher darüber schreiben kann. Habe ich mir auch länger vorgenommen, aber ehrlich gesagt: glatt vergessen. Wie den ganzen Auftrag. Abgabe war – huch! – vor zwei Wochen. Nun sitze ich vor meinem Terminkalender und stelle fest, dass mir gerade alle drei Aufträge sanft entgleiten.

Habe ich etwa zu viel versprochen? I wo! Gewiss nicht. Ich kann das alles. Nur gerade jetzt nicht. Aber gerade jetzt muss es sein. Jetzt, noch heute, muss ich tief in die Harfe greifen und mir für alle drei Kunden etwas ausdenken. Nur: Pazifismus *und* Lyrik *und* Klassik, das geht nicht einfach so rubbeldikatz an einem Nachmittag. Da muss man ja auch mal drüber nachdenken. Gut, daran hat mich niemand gehindert in den letzten acht Wochen. Aber ich habe schließlich auch noch was anderes zu tun, als für fremde Magazine, entlegene Radiosendungen und Anthologien in Kleinverlagen riesige Epen zu verfassen. Oder nein: Eigentlich habe ich nichts anderes zu tun, Schreiben ist ja mein Beruf. Aber in diesem Beruf gehört es nun einmal zwingend dazu, dass man hie und dort Aufgaben prokrastiniert. Und weil man also das eine oder andere endlos vor sich herschiebt, gehört zu den Grundfertigkeiten dieses Berufes außerdem: Zeit schinden. Die Ausrede ist für den Autor quasi, was der Mörtel für den Maurer ist, nämlich die Basis für höchste Qualität. Als Schriftsteller Zeit zu schinden bedeutet, Geschichten zu erfinden, damit man die Muße hat, Geschichten zu erfinden.

Ich schreibe also eine Mail an den Herrn von der Zeitschrift:

«Lieber Herr Berger, leider habe ich große Schwierigkeiten mit dem Thema, denn ich bin zwar Pazifist und kann mich an vieles erinnern, aber ich war damals blutjung und besaß mehr Hormone als die Russen Munition und kann daher das Mädchen von der Demo nicht vergessen, in das ich mich damals verliebte. Darüber könnte ich für Sie etwas schreiben, aber ich denke, dass Sie das nicht wollen, immerhin steht Ihre Zeitschrift für schonungslose Analysen und

rationale Schlüsse, und da kommt mir mein Zugang viel zu emotional und auch zu unterhaltsam vor. Ich schlage vor, dass wir den Artikel lieber fallenlassen.»

Gut gemacht. Maximalforderung. In der Regel kommt darauf eine Mail zurück, in welcher der Redakteur vorschlägt, das Thema noch einmal sackenzulassen und sich auf in einer Woche zu vertagen. Bis dahin hat man genug Zeit, seine Meinung zu ändern und den Text schließlich doch noch unter Verschiebung riesiger Blockaden zu schreiben.

Herr Berger antwortet auch postwendend und teilt mit, dass er die Geschichte mit dem Mädchen eine glänzende Idee fände, um auch mal von diesem Politgefasel wegzukommen, das sonst das Heft fülle. Eine romantische Verklärung über die erste große Liebe während einer Anti-Nachrüstungsdemo, das sei genau, was dem Magazin fehle, und er habe das so auch dem Chefredakteur vorgeschlagen, der sich ungeheuerlich freue, dies gleich morgen zu lesen. Mist. Auftrag nicht abgewendet. Mehr noch: Der Druck wächst.

Ich schreibe leicht panisch eine Mail an den Radiomann mit den Gedichten.

«Lieber Herr Wacker, ich habe nun bereits neunzehn Gedichte verfasst, aber sie gefallen mir alle: nicht. Der Grund für die Verspätung der ganzen Lieferung besteht darin, dass ich einfach mit mir als Lyriker nicht zufrieden bin. Ich kann Ihnen das hier nicht zumuten, das verbieten gleichermaßen meine Scham und mein Stolz. Ich bitte Sie sehr um Verständnis.»

Klingt super. Flagellant und ehrlich. Sehr gut.